



Migrantinnen und Migranten prägen unsere Stadt: Anlass vom 12. Dezember 2016

REFERAT VON HILMI GISHI, PRÄSIDENT DER FACHKOMMISSION FÜR INTEGRATION

Es gilt das gesprochene Wort

Sehr geehrte Damen und Herren, sehr geschätzte Gemeinderätinnen und Gemeinderäte

In der Länggasse essen die Leute, im Mattenhof beten sie, im Kirchenfeld repräsentieren sie. Hier, im Stadtteil, wo wir heute Abend sind – meine Damen und Herren – hier wohnen sie!

Bümpliz-Oberbottigen hat von allen Stadtteilen – das wissen Sie bestimmt – den höchsten Ausländerinnen- und Ausländeranteil an der Bevölkerung. Aber wussten Sie auch, dass in diesem Stadtteil so viele Menschen leben wie Ausländerinnen und Ausländer in der ganzen Stadt – nämlich ein Viertel der ganzen Bevölkerung?!

Jahrhundertlang waren Bümpliz, Bethlehem, Ober- und Niederbottigen und Riedbach ein Pfarrdorf mit Weilern entlang dem Stadtbach vor den Toren Berns. Anfang des 20. Jahrhunderts hatte das Pfarrdorf finanzielle Probleme. Die Fusion mit der Stadt Bern im Jahr 1919 war der Ausweg aus der Finanznot.

Der Gemeinderat der Stadt Bern hätte übrigens gerne auch andere Vororte wie Muri, Ostermundigen und Köniz eingemeindet – doch die Idee des Gross-Berns ist bis heute eine Idee geblieben. Schon nach dem Ersten Weltkrieg galt Bümpliz als Lösung für die Wohnungsnot in der Stadt. Die Weltwirtschaftskrise lähmte die Bauwirtschaft und erst nach dem Zweiten Weltkrieg ging der grosse Bauboom los.

Im Stöckacker wurde die erste Miethausblock-Siedlung gebaut und ab 1958 wurde mit dem Bau des Tscharnerguts auf dem Gelände eines früheren Landsitzes ein Pionierprojekt umgesetzt, das schweizweit für Aufmerksamkeit sorgte: Es strebte mit dem Wohnungsmix eine soziale Durchmischung an, umfasste ein eigenes Dorfzentrum mit Läden, Post und Tankstelle. Es waren Spielplätze, Grünflächen, eine Kinderkrippe (Wir sprechen von den 50er-Jahren!), ein Restaurant, eine Bibliothek und sogar ein kleiner Zoo vorgesehen. Das Tscharnergut sollte kein Wohnsilo, sondern Begegnungszentrum sein!

Viele Menschen waren unglücklich mit dem Tscharnergut. Sie störte es, dass Wiesen verschwinden und eine neue Stadt in der Stadt entstand.

Das Tscharni hat sogar seinen eigenen Blues. Im Tscharniblues erinnert sich der Bümplizer Sänger Werner Niklaus «Chlöisu» Friedli ans Drachensteigen auf den Wiesen und bedauert es, dass dort Hochhäuser entstehen: «Hochhüsser sie haut grau....Beton isch grau...».

Trotz dem Grau, man konnte sich das Wohnen im Tscharnergut leisten.

Das Tscharni und weitere Grossüberbauungen, die ihm folgten, stellten Familien günstigen Wohnraum zur Verfügung und sie waren innovativ und modern.

Wohnträume sind unterschiedlich – nicht alle Menschen träumen von knarrendem Parkett und Stuckaturen in einem Altbau oder vom Einfamilienhaus in der Agglomeration. Gerade Migrantinnen und Migranten finden im Tscharnergut oder im Kleefeld oftmals passendere Antworten auf ihre Vorstellungen vom Wohnen.

Nach dem Bau des Tscharnerguts folgten Schlag auf Schlag weitere Grossüberbauungen: Gäbelbach (1965-1968), Schwabgut (1965-1971), Kleefeld-Obermatt (1968-1972), Fellergut (1969-1974) und Holenacker (1981). Die letzte Überbauung ist diejenige in Brünnen. In den Grossüberbauungen Berns leben heute rund 17'000 Menschen in um die 8500 Wohnungen.

Auch wenn die Hochhäuser, von aussen gesehen, tatsächlich grau sind – wie sie Chlöisu Friedli beschrieb – in ihnen pulsiert das Leben: in den Wohnungen, im Quartierrestaurant, in der Kinderkrippe, im Jugendtreff, im Studentenwohnheim.

Der Ausländeranteil unter den Bewohnerinnen und Bewohnern der verschiedenen Überbauungen ist unterschiedlich hoch, aber meist höher als im städtischen Durchschnitt. Migrantinnen und Migranten prägen diese Wohnquartiere ganz wesentlich mit.

Wenn man vom Wohnen spricht: Die Hochhäuser und auch das neuste architektonische Juwel, das Westside, wurde durch Migrantinnen und Migranten gebaut. Dennoch sind die migrantischen Spuren im öffentlichen Raum weniger sichtbar, als zum Beispiel in der Gastronomie oder im Gewerbe, wie wir in den anderen Ansprachen hören. Denn es geht um die Privatsphäre der Menschen, um ihr Zuhause.

Wo die nationale Herkunft hingegen deutlich nach aussen gezeigt wird, ist in den Familiengärten! So wehen im Familiengarten Bottigenmoos unzählige Flaggen über den Parzellen, die darauf schliessen lassen, wo ihre Pächter herkommen. Das berührendste Porträt dieses Kleinkosmos gelang Mano Khalil mit seinem Film «Unser Garten Eden». Wer den Film gesehen hat, erinnert sich bestimmt an die langwierigen Verhandlungen um den Grill, der im Familiengarten gebaut wird – es gibt immer wieder Anpassungen vorzunehmen, damit der Grill allen Wünschen entspricht und von Muslimen und anderen Religionsangehörigen gleichermassen genutzt werden kann. Diese Gespräche – mal gehässig, mal humorvoll geführt, aber immer mit Respekt für die anderen – sind für mich nicht nur der rote Faden durch den Film, sondern ein Sinnbild für das multikulturelle Zusammenleben in der Stadt Bern.